

Der ältere Mann unterrichtete selbst am *Royal College of Physicians*, wo er jede Gelegenheit nutzte, um seine Medizinstudenten zu ermahnen, die Augen nicht vor der Not der Armen zu verschließen.

Es war kein Geheimnis, dass die erste Stadt des Landes zu einem nationalen Schandfleck geworden war. Im letzten Jahrzehnt waren viel mehr Arbeitssuchende nach London geströmt, als es Arbeitsplätze und Wohnungen gab. Dieser Mangel führte in den überfüllten Armensiedlungen zu Entbehrungen, Hunger und Krankheiten. Die verheerenden Bedingungen in der Stadt hatten ein nie da gewesenes Ausmaß angenommen – Probleme, die einem die Luft abschnüren konnten wie der Gestank der von Unrat verpesteten Themse.

Bates wollte mit der Shoreditch-Praxis Gutes tun. Er setzte sich Tag für Tag mit Herzblut für die Notleidenden ein. Aber soweit Joseph es beurteilen konnte, bewirkten seine Bemühungen in Shoreditch nicht viel. Das Gebäude, die Straße, die Nachbarschaft erschienen ihm noch heruntergekommenener als bei seinem letzten Aufenthalt und die Menschen ausgegemergelter und mutloser.

All das Leid wirkte genauso unüberwindlich und riesig auf ihn wie die Gebirgsketten, die er in Indonesien gesehen hatte. Wie könnte man die tiefe Kluft zwischen Arm und Reich überbrücken? Der Gegensatz zwischen diesen zwei Welten war einfach zu enorm.

»Wie kannst du das aushalten?« Die Frage rutschte Joseph heraus, bevor er sie zurückhalten konnte.

»Was aushalten?«

»Die Verzweiflung in den Gesichtern, das Elend, das Wissen, dass du so wenig tun kannst ...«

Bates schaute Joseph an und seine weisen Augen verengten sich nachdenklich. Joseph schätzte es an seinem Freund, dass er nie oberflächliche Antworten gab. Er konnte darauf zählen, dass Bates ehrlich zu ihm war, selbst wenn ihm das einmal nicht leichtfiel.

»Ich kann vielleicht nicht jedem helfen«, sagte Bates langsam, »doch ich helfe den Menschen, die Gott zu mir führt. Ein Leben nach dem anderen, eine kleine Hilfe nach der anderen. Meine Methoden sind nicht revolutionär, aber ich tue den kleinen Teil, zu dem Gott mich berufen hat, und wenn ich ihm gehorche, gibt er mir die Kraft, die ich brauche, um die Aufgaben, die er für mich hat, zu bewältigen.«

»Und was ist mit den Menschen, denen du nicht helfen kannst?«, fragte Joseph. »Wie in meinem Fall heute dem Mädchen mit Cholera infantum? Die Mutter hat die Kleine viel zu spät in die Praxis gebracht. Das Kind war praktisch schon tot, als sie kam.«

»Meinst du das Kind, das Mercy gebracht hat?«

»Sie ist zu jung, um schon Mutter zu sein.« Joseph spürte Wut in sich aufsteigen. »In ihrem Alter sollte sie noch keine Kinder haben! Sie hat unübersehbar keine Ahnung, wie man sich um sie kümmert.«

Joseph stimmte nicht jeder Philosophie zu, die seine Freunde in Bezug auf die Armen hatten, und schon gar nicht solchen pauschalen Sprüchen wie: »Wer ein Kind nicht ernähren kann, sollte auch keins bekommen.« Er würde nicht so weit gehen zu sagen, dass die Armen kinderlos bleiben sollten. Aber er sah in dieser Praxis so oft verwaiste Kinder, dass er inzwischen die Meinung vertrat, dass arme Frauen wenigstens lernen sollten, sich um ihren Nachwuchs zu kümmern.

»Mercy ist nicht die Mutter des Kindes.« Bates nahm seine Brille ab und wischte sie an seiner Weste sauber. »Vermutlich konnte die nicht von der Arbeit weg oder vielleicht ist sie selbst krank und konnte das Kind deshalb nicht bringen. Mercy hat ein Kind in Not gesehen und es schnell zu uns gebracht, weil sie Hoffnung hatte, es retten zu können.«

Joseph erinnerte sich an die junge Frau, die sich über das tote Kind gebeugt hatte. Ihre zarten Gesichtszüge waren schmerzerfüllt gewesen, Tränen hatten in ihren Augen gestanden. Hübsche Augen, erinnerte er sich, faszinierende blaugrüne Augen. »Du musst dich irren. Die Frau war die Mutter des Mädchens.«

»Mercy kommt ständig mit irgendeinem Kind zu uns. Sie ist in diesem Viertel ein Engel der Barmherzigkeit, auch wenn ihr selbst das gar nicht bewusst ist.« Bates schmunzelte. »Ihr Name passt wirklich perfekt zu ihr.«

Joseph erinnerte sich, wie sich die junge Frau endlich erhoben hatte. Zu seiner Überraschung hatte sie sich nach unten gebückt und ihre Stiefel aufgeschnürt.

»Danke, dass Sie versucht haben, sie zu retten, Sir«, hatte sie mit ersticker Stimme gesagt. »Ich stehe tief in Ihrer Schuld.« Dann hatte sie ihre nackten Füße aus den Stiefeln gezogen und ihm das Schuhwerk hingehalten. »Nehmen Sie meine Stiefel als Bezahlung an, Sir? Etwas anderes habe ich nicht.«

Joseph hatte Mühe gehabt, sich bei der Vorstellung, die schmutzigen Schuhe zu berühren, nicht zu winden. Und erst recht bei dem Gedanken, dass diese Frau barfüßig durch die Londoner Straßen gehen würde. Er hatte natürlich darauf bestanden, dass sie ihre Stiefel behielt, und ihr schnell beteuert, gern auf eine Bezahlung zu verzichten. Er war davon ausgegangen, dass sie jeden Penny, den sie auftreiben konnte, für einen Sarg und die Beerdigung brauchen würde.

»Auch Mercy trägt ihren Teil dazu bei, die Dinge im Kleinen zum Besseren zu wenden«, sprach Bates weiter. »Stell dir vor, das würde jeder machen! Und mal dir aus, wie es wäre, wenn diese vielen kleinen Teile zusammengefügt würden! Dann könnten wir viel erreichen!«

Joseph nickte. Er wusste, dass die Veränderungen irgendwo beginnen mussten. Klein anzufangen war besser, als die Hände in den Schoß zu legen und sich über die Probleme zu beklagen, wie es viele in seinen Kreisen machten. Er hatte von Organisationen gehört, die Hilfsprojekte durchführten, und von einigen besorgten Vertretern der Oberschicht, die den ehrlichen Wunsch hatten, den Armen zu helfen. Diesen Wunsch

hatte auch sein Vater gehabt. Aber war diese Hilfe nicht zu wenig und kam sie nicht schon zu spät?

»Lass mich dir eine Frage stellen, mein Junge.« Bates setzte seine Brille wieder auf und schaute ihn auf seine direkte Art an. »Zu welchem kleinen Teil beruft Gott *dich*? Suchst du seine Führung oder läufst du vor ihr davon?«

Joseph zupfte an den großen Goldknöpfen seines Mantels. Er hatte gegen alle Konventionen verstoßen, indem er Arzt geworden war. Als Schiffsarzt half er Seeleuten und Passagieren. Außerdem forderte er in diesem Amt weder die Höflichkeit noch die Rechte seines Standes und Titels ein. Was sollte Gott sonst noch von ihm erwarten? Tat er nicht schon genug?

Er versuchte das beklemmende Gefühl abzuschütteln, das dieses Thema in ihm auslöste. »Du schaffst es aber auch jedes Mal, mich zum Nachdenken zu bringen.«

Bates schob sich von seinem Schreibtisch weg und kam auf Joseph zu. Der ältere Mann drückte ihn kräftig und klopfte ihm dann auf den Rücken. Als er wieder zurücktrat, lächelte er liebevoll. »Ich bin für dich da, Joseph. Immer. Ich hoffe, das weißt du, mein Junge.«

»Natürlich«, sagte Joseph mit einem Nicken. »Danke. Umgekehrt gilt das Gleiche.«

»Heißt das, dass du dir das mit der Partnerschaft überlegst?« Der Ernst in seiner Miene sprach Bände. Bates brauchte ihn, wenn er die Praxis auf Dauer weiterbetreiben wollte.

»Was ist mit deinen Studenten?«, fragte Joseph. »Ist von ihnen keiner dazu bereit?«

Bates' Schultern sackten nach unten. Das war die erste Spur von Entmutigung, die er an diesem Tag zeigte. »Ich brauche jemanden, der Zeit und Geld hat, Joseph. Die meisten Studenten haben nur Ersteres. Und selbst das nur begrenzt.«

Joseph unterdrückte ein Seufzen. Er war nicht die Lösung für Bates' Problem. Konnte sein Freund denn nicht sehen, dass er nicht der richtige Partner für diese Praxis war? Ja, ihm waren die Menschen in diesem Viertel wichtig, und ja, er wusste, dass seine Dienste gebraucht und geschätzt wurden.

Aber diese Praxis war Bates' Leidenschaft, nicht seine, zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt seines Lebens.

Joseph überlegte sich seine Worte gut. »Tut mir leid. Ich will nichts versprechen, was ich nicht halten kann.«

Bates lächelte wehmütig, dann tätschelte er Josephs Wange, bevor er auf den Flur trat. Dort sprach er ein paar Worte mit dem Kutscher, der vor einer Weile angekommen war, um sie und die Truhe mit den Medikamenten und medizinischen Instrumenten nach Hause zu fahren. Als er zurückkehrte, war die Traurigkeit aus seinem Gesicht verschwunden und er grinste Joseph an. »Ich kann dich zwar nicht überreden zu bleiben, aber kann ich wenigstens mit einer weiteren großzügigen Spende für die Betriebskosten der Praxis rechnen?«

»Selbstverständlich.« Der Knoten in Josephs Magen löste sich ein wenig. Vielleicht konnte er den Armen nicht so dienen, wie es Bates tat, aber er konnte diese Arbeit mit Geld unterstützen. Das zählte doch bestimmt auch.

Kapitel 3

Joseph legte seine weiße Melone ab und wischte sich mit dem Handtuch, das ihm ein Diener reichte, die Stirn ab. Seine ebenfalls weiße Flanelljacke hatte er während des Spiels bereits ausgezogen und auch seinen hohen Kragen aufgeknöpft und die Krawatte gelöst. Trotzdem klebte das gestärkte Hemd an seinem Rücken.

»Das war ein ausgezeichnetes Spiel, Lord Colville!«

Joseph saß im eleganten Pavillon des *Marylebone-Cricketclubs* gemütlich in einem Sessel und nahm die Komplimente der anderen Männer entgegen. Trotz des bewölkten Nachmittags fiel durch die großen Fenster genügend Licht in den Raum mit der hohen, ornamentverzierten Decke.

Auch wenn Joseph hier schon zum Kricketspielen herkam, solange er zurückdenken konnte, war sein Bruder Anthony immer der Star und Liebling des Klubs gewesen. Anthony hatte die meisten Rekorde aufgestellt. Auch zehn Jahre nach seinem Tod war er nach wie vor eine Legende.

»Du bist schneller geworden«, sagte ein anderer Freund, der in der Nähe saß.

»Vielleicht hast du durch deine Erfahrungen auf See einen Vorteil.«

Joseph ließ die gut gelaunten Scherze über sich ergehen. Er kümmerte sich nicht darum, dass viele der Meinung waren, er wäre nicht ganz richtig im Kopf. Es gefiel ihm, selbst über sein Leben zu bestimmen und allen Erwartungen zu trotzen.

Seine Tante ließ sich keine Gelegenheit entgehen, ihn an seine Stellung, an die gesellschaftlichen Umgangsformen, an denen es ihm mangelte, und an den Familiennamen, den er ehren sollte, zu erinnern. Er liebte seine Tante und war ihr dankbar, dass sie in seiner Abwesenheit alles auf Wiltshire regelte. Trotzdem hatte er gelernt, seine Besuche bei ihr kurz zu halten, bei denen er sich regelmäßig ihre Vorträge wegen seines »wilden Verhaltens« anhören musste und darüber, dass er sich endlich eine passende Frau suchen sollte.

Er hatte auch so schon genug Druck. Jedes Mal, wenn er nach einer Schiffsreise zu Hause war, bekam er zahlreiche Einladungen von wohlhabenden adeligen Familien, die ihm ihre Töchter vorstellen wollten. Er versuchte, dem aus dem Weg zu gehen, aber seine Freunde überredeten ihn oft zu Ausflügen, Dinnerpartys und Tanzveranstaltungen. So hatte er in den letzten Wochen die Gesellschaft des zarten Geschlechts durchaus genossen, besonders da er bei seinen Schiffsreisen darauf verzichten musste. Aber er hatte immer klargestellt, dass er keine Verpflichtungen einzugehen gedachte und von keiner der jungen Damen mehr als Freundschaft wollte. Für eine Ehe war er genauso wenig bereit wie für ein sesshaftes Leben. Natürlich würde er eines Tages heiraten und